

Osttiroler Heimatsblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

17. Jahrgang

Lienz, 1. September 1949

Nummer 18

Der Kirchbichl von Lavant

Prof. Dr. Franz Miltner

Dank der verständnisvollen und der verantwortungsbewußten Unterstützung durch das Amt für Kunst und Kultur der Tiroler Landesregierung und durch das Landesdenkmalamt war es möglich, in Verfolg der vorigjährigen Versuchsgrabung die Untersuchungen auf dem Kirchbichl von Lavant heuer fortzuführen. Fast fünf Wochen füllten die Arbeiten aus, welche auch heuer wieder von schönen Erfolgen begleitet waren. Den diesjährigen Arbeiten waren zwei Ziele gesetzt: einerseits sollten die im Vorjahr gewonnenen Erkenntnisse ausgeteilt, andererseits die bereits ausgegrabenen Baureste konserbiert und soweit hergerichtet werden, daß sie auch dem Besucher die vor hiesigen Jahrhunderten hier bestehenden Anlagen klar werden lassen. Als Ergebnis dieser zweiseitigen Arbeit darf kurz folgendes festgehalten werden.

Die Annahme, daß der Hügel von Lavant in der Völkerwanderungszeit eine Fliehburg getragen hat, hat sich vollumfänglich bestätigt. Dort wo der felsige Weg am unteren Hang des Hügel durch einen breiten Felsenschnitt den Aufstieg gewinnt, bildet rechts und links je ein starker viereckiger Turm die feste Wehr des einseitigen Burgtores. Die durchschnittlich sechs Fuß starken Mauern umschließen mit fast acht Metern Seitenlänge mächtige Gebiete. Das eine rechte Hand des Weges ist nunmehr bereits vollständig von dem verdeckenden Schutt und Gerümpel befreit und läßt mit seinen an der Vorderfront heute noch über zwei Meter über den tragenden Fels aufragenden Mauern eine lebendige Vorstellung von der harten Wichtigkeit der einseitigen Befestigung gewinnen. An der Rückseite waren die beiden Türme durch eine nicht minder starke Mauer miteinander verbunden, in der wir uns ein schweres, den eigentlichen Burgeingang sperrendes Bohlenstor denken dürfen. Rechts und

links schlossen unmittelbar an diese Tortürme die Ringmauern der Burg an, welche vorerst nur in dem östlichen Hügelabschnitt genauer verfolgt werden konnten. Dabei zeigte sich, daß die Umfassungsmauer hier im allgemeinen in einem doppelten Ring den Hügelrand entlang geführt war. In gewissen Abständen, deren Größe natürlich von den Besonderheiten der Bodenformung bestimmt ist, sind diese zwei Mauerringe durch Quermauern verbunden, welche an der äußeren Ringmauer in starken Stützpfeilern endeten. Dieses an und für sich schon starke und angesichts der Steilheit des Hügelabfalles durchaus ausreichende Gefüge der Befestigung erfuhr aber stellenweise noch eine weitere Verstärkung. Dort, wo die Ringmauer die ostwärts vorragende Hügelmaße des Spitzkofels umschließt, hat man in gewissen Abschnitten noch eine dritte Ringmauer eingezogen. Das Spitzkofel selbst, an dessen Südseite allerdings die Mauer restlos abgestürzt ist und ihr einstiges Vorhandensein und ihr Verlauf nur aus gewissen Lager Spuren auf den Felstronen erschlossen werden kann, war allem Anschein nach zu einer großen Bastion ausgebaut; hatten hier verschiedene Einzelheiten auch noch weiterer Aufklärung, so ist die besondere Art der Befestigung dieser Hügelstelle durchaus begreiflich, insofern sich hier dem spähenden Auge des Burgwächters ein weiter Rundblick über den Talboden, insbesondere flussabwärts bis hin zur Nikoldorfer Klause, darbietet.

Wie das in solchen Fliehburgen üblich war, sind an der Innenseite der innersten Ringmauer verschiedene Räume, die als Unterkunft für die Wachmannschaften ebenso wie als Magazine für die verschiedensten Vorräte, wohl auch zur Aufnahme von Verwundeten und Kranken gedient haben, ange-

baut. Einige davon konnten auch bereits festgestellt werden, wobei sich auch manche spätere Erweiterung der ursprünglichen Anlage beobachten ließ.

Neben diesen in erster Linie militärischen Erfordernissen dienenden Anbauten an die Umfassungsmauer konnten auch Reste einiger Bauwerke im Innern der Burg näher untersucht werden. Es handelt sich dabei teilweise um feste Steinbauten wie etwa bei dem unmittelbar hinter dem Burgtor auf der Höhe des Hanges liegenden Haus, das möglicherweise als Schmiede in Verbindung stand, teilweise wieder um einfache Fachwerkbauten. Bei diesen war nur das Fundament bis zur Höhe der Türschwelle aus größeren Steinen gefügt; darüber müssen wir uns die eigentlichen Hauswände im leichten Fachwerk ergänzen. Daß es sich aber auch hierbei um sorgsam eingerichtete und ausgestattete Anlagen handelte, lehrt insbesondere der Umstand, daß das Dach auch dieser Häuser mit guten Ziegeln abgedeckt war. Allerlei Reste von irdenen Schüsseln, Schalen und Töpfen zusammen mit Münzen und schön verzierten Schmuckgriffen aus Bein gestalten nicht nur einen Einblick in das alltägliche Leben der Bewohner dieser hochragenden Fliehburg von Lavant, sondern gewähren auch einen Anhalt für die zeitliche Bestimmung dieser großen Anlage, welche wohl an der Wende vom 4. zum 5. nachchristlichen Jahrhundert entstanden sein muß.

Darüber hinaus lehren diese an sich so unscheinbaren Konstruente noch etwas anderes. Von ganz wenigen Stücken abgesehen, die aus dem Süden eingeführt sind, handelt es sich bei der großen Menge der Tongefäße um einheimische Erzeugnisse, bei deren Verzierungsart selbst noch in jenen Jahrhunderten des Niederrufs der römischen Weltmacht

sich die alte im Lande seit Urbäter Zeiten her gelübte Weise erhalten hat. Hier zeigt sich denn, der auch die Kleinigkeiten des Alltagslebens zu beachten und abzuwägen bereit ist, daß die Menschen trotz der Jahrhunderte währenden Fremdherrschaft sich ihr eigenes Wesen und die eigene Art zähe erhalten hatten. Und auf dieses Ringen zwischen der gleichmacherischen Lüste des Weltstaates und der vätergebundenen Eigenkraft der Heimat wirkt auch ein anderer hübscher Fund ein bezeichnendes und klärendes Licht.

In einer der an die Ringmauer angebauten Räumlichkeiten fand sich, als

VOLUSIAE C. F. SATURNINAE ANN XVI
VOLUSIA LATINA SOROR ET C. VITORIVS CUPITVS,
VIR, SIBI ET CLEVVONI VEIVTORIS F. PATRI,
VOLTISEMAE BUSSUMARI F. MATRI,
VITORIO LATINO FILIO,
VITORIAE SECUNDINAE, FILIAE,
V. F.

Übersetzung: Der Volusia C. F. Saturnina, 16 Jahre alt, hat Volusia Latina, ihre Schwester und ihr Mann, C. Vitorius Cupitus, sich und dem Cleuvonius, Sohn des Vektorius, seinem Vater, der Voltisema, Tochter des Bussumarus, seiner Mutter, dem Vitorius Latinus, seinem Sohn, sowie der Vitoria Secundina, seiner Tochter, zu seinen Lebzeiten diesen Stein gesetzt.

Diese Inschriftplatte, welche an die Wende des 1. zum 2. Jahrhundert nach Christi gehört, läßt aber im Zusammenhang mit einer Reihe großer sehr schön behauener Quardersteine, die in den Ringmauern der Gießburg verbaut sind, vermuten, daß dieser Grabbau — und dann sicher nicht er allein — auf dem Hügel selbst gestanden hatte. Dann muß dieser Hügel für die Landesbewohner, wenn sie ihre Toten auf die Höhe hinauftrugen, eine besondere Bedeutung gehabt haben. Diese begreift man, wenn man sich jenes Baues entsinnt, der zum Teil unter dem Chor der oberen, den beiden Apostelkirchen zugeordneten Kirche greifend, dank verschiedener Einzelsfeststellungen mit voller Bestimmtheit als der Unterbau eines heidnischen Tempels bezeichnet werden darf. Und diese besondere Geltung, welche der Hügel in religiöser Hinsicht schon in der Zeit der heidnischen Besiedlung besaß, war naturgemäß auch für die Entstehung in der christlichen Zeit mitbestimmend.

Die Grabungen, welche neuer im Innern der Kirche vorgenommen werden konnten, ließen, soweit sie noch ergänzender Fortführung bedürfen, einwandfrei feststellen, daß zur Zeit der Erbauung der Gießburg in den gewaltigsten jetzigen Restentempel eine schlichte Langhausbasilika eingebaut wurde, die den sonst bekannten Beispielen frühchristlicher Kirchenbauten in den Alpenländern entspricht.

Als dann nach Jahrhunderten die Gießburg zum Teil verfallen war

Mauerstein verwendet, eine fast vollständig erhaltene, kaum nennenswerte beschriftete Inschrifttafel aus schönem weißen Marmor. Sie stammt von einem unzweifelhaft recht stattlichen Grabbau und hat uns die Namen der sieben Mitglieder einer Familie, für die dieser Grabbau bestimmt war, erhalten. Die Art, wie hier die heidnischen und heidnischen Namen, also die der bodenständigen Bevölkerung, nur ganz allmählich im Ablauf der Generationen in lateinische Formen umgegossen werden, zeigt, mit welcher Zähigkeit sich die Bevölkerung gegen den fremden Einfluß wehrte.

Die Inschrift lautet:

größerer Wehranlage wurde. Von dieser ist heute noch über den Mauern der alten Gießburg der gewaltige Bergfried auf der höchsten Hügelkuppe stellenweise fast über zwei Meter hoch erhalten. Neues Bauwerk ließ in der schöpferischen Hochzeit des Mittelalters über diesem karolingischen Bau eine erste gotische Kirche entstehen, von deren Freestrichmud nicht unwichtige Reste bereits geborgen werden konnten. Am Ende des 15. Jhs., wenige Jahrzehnte vor Beginn der Neuzeit, erstand schließlich über diesem vermutlich durch eine Katastrophe vernichteten ersten gotischen Bau das Kirchlein, zu dem heute noch der fromme Wallfahrer pilgert, den alten ehrwürdigen, geschichteerfüllten Hügel ersteigend, um neue Kraft aus der Gnade seines Gottes zu schöpfen.

Labant hat aus der gemeinsamen Arbeit seiner Bauernsöhne und der Wiener Studenten in der Zeit seiner Wiederaufrichtung als einer selbständigen Gemeinde ein Denkmal seines eigenen geschichtlichen Lebens erhalten, dessen es sich aber auch bewußt sein muß. Denn wohl ist manches schon geschafft, vieles aber bleibt noch zu tun. Setzen wird es nur werden, wenn ähnlicher Gemeinshaftsinns lebendig am Werke ist, wie er es bei dem Bau der einstigen Gießburg war. Daß es getan wird, ist Sache aller in Gemeinde, Bezirk und Land, denen die österreichische Heimat und ihre kulturelle Stellung nicht bloß gern gebrauchte Worte sind, sondern verpflichtende, im Herzen begriffene Aufgabe.

Dr. Johann Schorn

Ein Pustertaler Abgeordneter vor 1914 / Von Dr. Hans Kramer

Es soll hier über einen Tiroler Politiker der Zeit vor dem ersten Weltkrieg geschrieben werden, der durch viele Jahre das Pustertal im Tiroler Landtag und im Wiener Abgeordnetenhaus vertreten hat, an den sich aber heute nur noch einige alte Leute erinnern können. Wenn hier und da über die Geschichte des Pustertales hinausgegangen wird, so mag dies als Beitrag zur allgemeinen Tiroler Geschichte vor 1914 hingenommen werden.

Johann Schorn stammte aus einer Familie, die von Raibisch bei Montan im Bozner Unterland nach Bozen übersiedelt war. Sein Vater war kleiner Gerichtsbeamter im Bozner Gefängnishaus St. Ufa an der Ecke der Hindler- und Dinkergasse. Die Ehle seiner Mutter reißt nach Frangart beim Schlosse Sigmundskron (bei Bozen). In Bozen wurde also der spätere Abgeordnete am 18. Februar 1845 geboren. Er besuchte die Mittelschule in Bozen und die Universitäten Innsbruck und Wien,

wo er Doktor der Rechte wurde. Da seine Eltern in höchst bescheidenen Verhältnissen lebten und neben ihm drei Brüder etwas lernen mußten (ein Bruder war der spätere bekannte Tiroler Natur- und besonders Erdbebenforscher Professor Dr. Josef Schorn, gest. 1937 in Innsbruck), lebte Johann Schorn von seiner eigenen Arbeit und bezahlte davon auch seine Studien. Er war ein guter Klavierspieler und dies mußte ihm das nötige Geld eintragen. So wurde er als Student u. a. Mitglied des Orchesters des bekannten Carltheaters in Wien.

Johann Schorn rückte im Jahre 1866 als Schütze der Bozner Schützenkompagnie zur Verteidigung des Landes an dessen Südgrenze. Er holte sich dort durch Wachposten in feuchten und tüftigen Nächten bei ungenügender Uniformierung einen Husten, unter dem er durch sein ganzes Leben litt. Er erhielt für seine Teilnahme eine belobende Anerkennung, die Kriegsmedaille von 1866, und 1906 die bronzene Jubiläumserm-

nerungsmehalle für die bewaffnete Macht.

Er mußte nach Beendigung seiner Studien trachten, rasch in ein Amt zu kommen, wurde 1871 Konzipient der Tiroler Finanzprokurator und diente anfänglich bei der Grundlasten-Abförsungs- und Regulierungs-Kommission in Landeck, von 1877 bis 1882 bei derselben in Reutte. Er wurde 1878 von der politischen Verwaltung übernommen und zum Statthalterekonzipisten ernannt. Schorn war eine sehr selbständige Natur und das unterwürfige Beamtenwesen mit einem Haufen von Vorgesetzten in demselben Amt war nicht seine Sache. Als Leiter jener lokalen Kommission mit dem langatmigen Titel genoß er schon jung große Selbständigkeit. Dies war gerade das Richtige für ihn. Im Jahre 1877 hatte er die Tochter Maria des Landeshilfsämterdirektors Franz Gstrein in Innsbruck geheiratet.

Seine junge Frau wäre im zeitweilig eiskalten Reutte gesundheitlich fast zu Grunde gegangen und so ließ sich Schorn 1882 im höheren Rang eines Bezirkskommissärs als Leiter einer gleichen Kommission in das sonnigz, warme Kleng beziehen, eine Übersiedlung, die für sein ganzes Leben entscheidend geworden ist. Einen größeren Gegensatz als Reutte und Kleng kann es nach Klima und auch nach der Art der Bevölkerung gar nicht geben. Wegen der berüchtigten großen Pustertaler Übersiedlung von 1882 erhielt er seine Möbel nur verspätet und zum Teil feucht nach Kleng. Hier erholte sich seine Frau sehr rasch.

Unter den fernigen Pustertalern fühlte sich Schorn schnell sehr wohl und es war staunenstwert, wie der Bozener sich sozialisches in knapp acht Jahren Klenger Aufenthaltes vertourtelt und wie schnell er dort unter der Bevölkerung einen großen Anhang gewann. Er wohnte in der Rosengasse. Man darf sich das Klenger Leben in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht allzu langweilig vorstellen. Es wurde lebhaft Hausmusik getrieben, wobei dem Geschmack jener Zeit gemäß besonders die deutschen Romantiker gepflegt wurden. Schorn spielte auf dem Pfarrchor Orgel. Das Pustertal war damals, als es noch keine unumwundene Grenze durchschnitt, eine solche Eisenbahndurchzugslinie mit relativ vielen Schnellzügen, die die große Fremdenmenge nach Meran und in das damals überlaufende Hochpustertal um Toblach herum brachten. In Kleng war längerer Aufenthalt, da die Lokomotionen Wasser saßen. Da ging die „Gesellschaft“ von Kleng, vom Bezirkshauptmann abwärts, abends regelmäßig in das Bahnhofrestaurant, um dort die vornehmsten Fremden anzuschauen, etwas die Luft der drohen Welt einzuaatmen und dann doch recht zufrieden in das gewöhnliche eigene Heim zurückzukehren. Die

„Gesellschaft“ trieb auch zusammen im alten Stil lebhaft Wintersport. Auf dem Teich bei Schloß Bruck ließ man auf Schlittschuhen und es wurde gerodelt. Schier konnte man noch nicht.

Schorn war seit ungefähr 1884 Präses des patriotischen Männer-Hilfs-Zweigvereines von Kleng und übernahm am 18. August 1886 vertretungsweise die Leitung des Pfarrkirchenschores. Er setzte sich u. a. seit 1885 sehr für die Erbauung der Felsbaurernbahn ein und verfaßte eine Petition an den Wiener Reichsrat, allerdings, wie man weiß, leider vergeblich. Der Magistrat der Stadt Kleng drückte ihm am 17. Jänner 1885 und am 13. Oktober 1886 ausdrücklich den Dank dafür aus. Die Klenger Jahre galten ihm und seiner Familie durch das ganze Leben als die schönste und sorgloseste Zeit des Lebens.

Behandeln wir kurz die weitere Beamtenlaufbahn Schorns, bevor wir zu seiner politischen Tätigkeit übergehen. Er wurde noch in Kleng im Jänner 1888 zum Statthaltersekretär ernannt. Seit 1885 war er Abgeordneter im Tiroler Landtag. Der Statthalter Bohuslav Freiherr von Widmann und das Präsidium in Innsbruck sahen es im Sinne des Geistes der altösterreichischen Bürokratie sehr ungern, daß ein aktiver Beamter in das parlamentarische Leben trat. Es geschah dies auch sonst sehr selten. Aber Schorn hatte nicht viel darauf geachtet. Die Grundlastenabförsungsanstalt in Kleng wurde im März 1890 aufgelassen. Schorn wurde zum Bezirkshauptmann von Cavalese im Fleimstal ernannt und verließ am 11. April 1890 höchst ungern Kleng. Er saßte diese Veretzung gerade nach Welschtrol als Ranküne seiner Innsbrucker Vorgesetzten auf und handelte in Cavalese entsprechend. Er spielte trotz genügender italienischer Sprachkenntnisse in Cavalese den Bezirkshauptmann, der offiziell die italienische Sprache nicht versteht, obwohl dies von jedem weltkritischen Bezirksleiter gefordert wurde. Er ließ sich in der Öffentlichkeit alles durch einen Dolmetscher übersetzen. Er handelte auch sonst immer sehr selbständig. Einmal sollte z. B. der Tanzbär einer armen Wandertruppe nach den Paragraphen des Gesetzes erschossen werden, wodurch die „Armen“ ihr Brot verloren hätten. Er verbot die Tötung des Tieres ausdrücklich und schickte die Truppe unbehelligt weiter. So konnte es nicht ausbleiben, daß auch die nächste Veretzung nicht nach allzu viel Gnade ausfiel. Er wurde im Herbst 1890 im gleichen Rang nach Bludenz versetzt. Dort, im „Ländle“, fühlte er sich gar nicht wohl. Mit seinem bescheidenen Bezirkshauptmannsgehalt konnte er z. B. bei Spenden zu wohlthätigen Veranstaltungen gegen die biden Weidsäcke der Vorarlberger Fabrikanten natürlich nicht auf-

kommen. Dazu erkrankte seine Frau schwer. Dieser Aufenthalt brach in vollkommener Weise dadurch ab, daß er 1891 als Abgeordneter des Pustertales im Reichsrat nach Wien übersiedelte. Er war von nun an Beamter ohne eigene Verwendung. Seit 1892 führte er den Titel eines Statthalterretales. Später deutete einmal Ministerpräsident Graf Badeni an, daß die Würde eines Reichsratsabgeordneten mit dem Amte eines aktiven politischen Beamten vereinbar sei. Die ständigen Beschäftigungen wurden Schorn zu bunt, er war damals auch schon Mitglied des Tiroler Landesausschusses und so trat er 1897 als Bezirkshauptmann mit dem Titel eines Statthalterretales in den Ruhestand. Er widmete sich von nun an nur mehr dem Tiroler politischen Leben.

Schorn war ursprünglich Konserbator. Der Tiroler Landtag war damals in Kurien eingeteilt, darunter eine der Städte und Ortschaften und eine der Landgemeinden. Schon 1885, also knapp drei Jahre nach seiner Übersiedlung nach Kleng, wurde nun Schorn als Vertreter der Landgemeinden von Kleng, Welschtrol und Sillian in die Kurie der Landgemeinden im Tiroler Landtag gewählt und blieb es bis 1891. Er erhielt, wie schon oben erwähnt, in diesem Jahre durch Wahl den sehr ehrenvollen Auftrag, als Vertreter des gesamten Pustertales, auch von Enneberg, Buchenstein und Brigen in das Abgeordnetenhaus des Wiener Reichsrates zu gehen. Dort schloß er sich zuerst dem Konserbator, katholisch und föderalistisch eingestellten sogenannten „Hohenwartklub“ an, aus welchem er aber um die Wende 1895/96 beurlaubt austrat. Er gliederte sich der von Josef Baron Dhauli neu gegründeten katholischen Volkspartei an. U. a. auch damit war sein Weg zur christlich-sozialen Richtung Dr. Karl Luegers im Wiener Milieu beschritten. Da Schorn früher aus Wien schied, blieb es ihm erspart, wie andere Abgeordnete auch wieder aus der neu gegründeten katholischen Volkspartei wegen deren Unterstützung der allzu staatenfreundlichen Regierungen Badeni und Thun auszutreten. Schorn war 1894 Mitglied der Reichsratsbudgetdelegation. Er zeichnete sich einmal im Abgeordnetenhaus durch eine große Rede gegen die Duellkunst aus. Seit Ende 1895 war jedoch Schorn neben seiner Wiener Tätigkeit wieder Tiroler Landtagsabgeordneter. Er ist dort von der Kurie der Landgemeinden in die der Städte und größeren Ortschaften überstellt. Er vertrat also dort von 1895 bis 1914 ununterbrochen die Gemeinden Sterzing, Brigen, Klausen, Bruned, Imulchen und Kleng. Er war nur von 1891 bis 1895 nicht Mitglied des Tiroler Landtages gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. H. Rothengger

Das Gymnasium in Lienz 1777 — 1807

Wie schon im Sonderheft zum 600jährigen Bestand des Klosters in Lienz erwähnt wurde, reichte dessen Umfang nicht hin, um alles die Klostergeschichte betreffende unterzubringen. Die D. S. bringen daher in den folgenden Nummern als Ergänzung zum Inhalt des Sonderheftes mehrere weitere Beiträge und beginnen mit einem Aufsatz, der die Tätigkeit beider Orden in den Lienz-er Schulen behandelt. (D. S.)

Das Gymnasium in Lienz hatte nur kurze Dauer. Es wurde von den Kartäulern 8, von den Franziskanern 22 Jahre geleitet. Weil die Akten dieses Gymnasiums noch vollständig erhalten sind, können wir daraus nicht nur die Tätigkeit der beiden Orden auf diesem Arbeitsfelde erkennen, sondern auch einen Einblick in die Schulgeschichte früherer Tage gewinnen. Die schulfreundliche Stadtschreiberei (schemt sich schon früher um ein Gymnasium bemüht zu haben) aber erst 1777 wurde von Kaiserin Maria Theresia ein landesfürstliches Gymnasium für Lienz bewilligt, weil im Kreise Buxterial keine lateinische Schule bestand und das Gymnasium zu Brigen zudem nicht direkt unter der österreichischen Regierung stand¹⁾. Als Vokal stellte das königliche Stift in Hall als Gerichtsherrschaft einige Räume im Schloß Liezbürg zur Verfügung. (Das Landgericht blieb aber im Hause). Die Einrichtung und Erhaltung übernahm die Stadt²⁾, doch trug die Nachbarschaft ein Kapital von 2624 fl 35 kr bei, dessen Zinsen für Prämien (Preise), Lehrbücher und andere Bedürfnisse zu verwenden waren. Das Gericht Heinfels machte sich erblich, jährlich die 4 Prozent Zinsen eines Kapitals von 200 fl zur Unterstützung der Stadt beizutragen³⁾. Daß das Karmelitenkloster die Lehrkräfte stellte, war von Anfang an beschlossen und die Hofkanzlei teilte dies dem Ordensprovinzial in Wien am 19. April 1777 mit „weil Ihre k. k. Majestät diese Mitwirkung zum allgemeinen Unterricht der Jugend von Seite dieses Klosters gerne sehen und die diesfällige Willfährigkeit mit allerhöchsten landesfürstlichen Gnaden begleiten werden.“⁴⁾ Bis Ende Oktober des Jahres sollen zwei „wohl-überrichtete“ Professoren und ein tüchtiger Schulpräses, bis Ende Oktober 1778 noch ein dritter Professor vom Orden zur Verfügung gestellt werden „und auf den beständigen Nachsicht solcher gelehrter Lehrer soll die Versorgung geschehen.“

Das österreichische Gymnasium be-

stand damals aus fünf Klassen, nämlich drei Grammatikal- und zwei Humanitätsklassen, dazu kam manchmal noch eine Elementar- oder Vorbereitungs-klasse⁵⁾. Als Direktor des neuen Gymnasiums fungierte im Namen des Staates der Kreishauptmann Josef Anton von Grebner, sein Stellvertreter war der um die Errichtung des Gymnasiums besonders verdiente Dekan von Sterzinger.

Damals wurde überhaupt den Ordensleuten vom Staate aufgetragen, geeignete Mitglieder für den lateinischen Unterricht im Gymnasium bereit zu halten.

Ihm oblag die eigentliche und unmittelbare Aufsicht, ein Direktor humanis- rum in Innsbruck aber hatte die Inspektion vorzunehmen⁶⁾. Der eigentliche Leiter des Gymnasiums, heute Direktor genannt, hieß damals Präses. Nur ausnahmsweise erteilte er Unterricht. Im übrigen herrschte das Klassenlehrer- system d. h. ein Professor unterrichtete seine Klasse in allen Gegenständen, nur für Griechisch war manchmal ein eigener Lehrer angestellt⁷⁾. Für ein vollständiges Gymnasium benötigte man also außer dem Präses und Katecheten noch fünf Professoren. Das Gymnasium in Lienz sollte langsam aufgebaut werden, deshalb wurden im ersten Schuljahr 1777/78 nur eine Elementarklasse und die drei Grammatikalklassen (jedoch die 2. und 3. bereinigt und vom Präses besorgt) geführt, dann kam ab 1780 die Rhetorik und im folgenden Jahre die Poese dazu, sodaß 1781 das Gymnasium voll ausgebaut war, die Elementarklasse aber ließ man 1782 auf. In dieser Art erhielt sich das Gymnasium bis 1807.

Am 4. November 1777 wurde also das neue Gymnasium mit einem vom P. Provinzial der Karmeliten, P. Johannes von der Hl. Gloriosa, gehaltenem Amt eröffnet, P. Heinrich von der Hl. Anna, einer der neuen Professoren, hielt eine ausgezeichnete Rede über die Erziehung und über den Wert der Studien. Tags darauf begann der Unterricht mit 20 Schülern. Das Schuljahr dauerte damals vom November bis Mitte September; demnach wurden am 21. April 1778 die Semestral- und am 19. September die Schlußprüfungen abgehal-

ten. Beide waren öffentlich zugänglich, fanden unter dem Vorsitz des Kreishauptmannes oder eines Vertreters und vor auserlesenem Publikum statt. Der Vorsitzende nahm dann auch in der Aula, seit 1795 im Rathaus, die Verteilung der Preise vor, die in Ehrenmedaillen, seit 1793 auch in Büchern bestanden. Wenn der Glückliche seinen Preis in Empfang nahm, wurde er mit Trompetenklang geehrt. Geschriebene und gedruckte Schülerverzeichnis sind im Klosterarchiv noch vorhanden, ebenso „Verständzettel“ für die mündlichen Prüfungen⁸⁾ und die Schlußfehler. Der Preisträger, einer aus jeder Klasse, steht an der Spitze, dann reihen sich die Accedentes (die dem Preise nahekommen) und daran die übrigen Schüler. In dieser Reihenfolge wurden auch ihre Namen und Leistungen öffentlich verlesen. Für gute Religionskenntnisse, auch für hervorragenden Fleiß und sehr gutes Betragen gab es noch eigene Preise. Kurze Zeit (1787—91) galt eine der jetzigen ähnliche Ferienordnung, noch der von Mitte Juli bis Anfang September schulfrei war, später aber von Mitte August bis Mitte Oktober, dann wieder waren (seit 1804) von Mitte September bis Anfang November Ferien, die bayerische Regierung verlängerte 1806 die Ferien auf zwei Monate, mit 1. September beginnend.

Der Unterricht hat zwar in jener Zeit weniger Gegenstände umfaßt als heute, dafür wurden gründliche Kenntnisse erworben, zunächst freilich in Latein und Griechisch, aber auch Realfächer wurden nicht ganz vernachlässigt. Als Zeugnis dafür besitzen wir noch⁹⁾ aus den Jahren 1789—1807 von jedem Professor eine Übersicht über den durchgenommenen Lohrestoff und die benützten Lehrbücher. Interessant ist auch das Verzeichnis der Bücher¹⁰⁾, welche nach Regierungsvorschrift zum Gebrauch der Professoren (also als Professorenbibliothek) angeschafft werden mußten. Es umfaßte außer lateinischen und griechischen Klassikern auch die Werke der deutschen Literatur bis Wieland und historisch-geographische, mathematische und naturwissenschaftliche Werke.

(Fortsetzung folgt.)

9) V X c 1 - 13; d 1 - 8; X 63-7.

10) V X h 1 - 70.

11) V X d 1 aus dem Jahre 1783.

5) V X b 2. Die Grammatikalklassen hießen obere, mittlere, untere (suprema, media, infima); statt suprema auch Syntax, die Humanitätsklassen hießen Rhetorik und Poese, die Elementarklasse: Principia. Die Bezeichnungen wurden geregelt durch einen am 19. Dezember 1780 mitgeteilten Erlaß (V X 1 10).

7) Manchmal war auch der Landrichter Vize-direktor; die Vermögensverwaltung übernahm die Kransjsche Familie (Probst).

8) Der Präses P. Lukas von der Hl. Barbara begann am 8. Jänner 1782 den Unterricht in Griechisch (V X m).

Richtigstellung. Auf der letzten Seite der „Sondernummer zum 600jährigen Bestand des Karmeliten-Franziskaner-Klosters in Lienz“ ist ein sinnfälliger Fehler enthalten: in der 1. Spalte, 10. Zeile von unten, muß es heißen: „einem gotischen Bogen“. Zuerst hat diese Zeile mit der vorherigen den Platz zu wechseln. D. S.

1) Festschrift: Östirler 1925, 183.
2) Probst: Beiträge zur Geschichte der Gymnasien in Tirol, Innsbruck 1858, 145 f.
3) Verordnung der Landesregierung vom 1. April 1777 (V X 1 2) „wegen des großen Nutzens für die Stadt“.
4) Probst a. a. S.
5) V X b (Eiber Directorium).